ein Apparat steht dort, eine Sprechmaschine, die von einem genau gehenden Uhrwerk Tag und Nacht gedreht wird und alle zehn Sekunden einfach die Zeit ansagt."

„Halt mal!" fiel Olsen ein. „So weit sind wir wirklich noch nicht. Ich sehe diesen Sachverhalt für ausgesprochen tragisch an. Bedenken Sie doch nur, Hansen, daß dieser Verlesen die ganze aufgespeicherte Fülle seines ungenutzten Gefühles auf diese Stimme geworfen hat. Vielleicht hat er gespart, um dieser Frau ein Heim bieten zu können. Wie lange mag er mit sich gekämpft haben, ehe er sich entschloß, zu uns zu kommen und sich uns anzuvertrauen. Und nun kommt es heraus, daß er sein Herz an ein Dutzend Wachsplatten gehängt hat, an eine Illusion."

Olaf Hansen hatte sich längst wieder in seinen Schreibtischstuhl gesetzt und spielte nachdenklich mit seinen Handschuhen. „Aber irgendwann einmal müssen die Schallplatten doch besprochen worden sein, von einem lebendigen Menschen, eben von einer Frau! Versuchen wir doch einmal, sie zu finden, rufen wir doch noch einmal bei der Post an! Das ist doch das Einfachste", meinte er, nahm den Hörer seines Fernsprechers ab und drehte die Nummer der Postdirektion.

„Einer meiner Mitarbeiter hat heute früh schon einmal nach der Uhrstimme bei Ihnen angefragt. Können Sie uns nicht Auskunft geben, wer die Schallplatten damals besprochen hat?" fragte er in den Sprechrichter hinein. Olsen und Butendahl beobachteten sein Gesicht und versuchten vergeblich, das quäkende Geräusch in der Hörmuschel zu verstehen. Hansens Gesicht wurde immer ernster. Jetzt murmelte er einen Dank und hängte wieder ein.

„Wir machen gar nichts daraus, Olsen, der Name der Frau ist nicht mehr festzustellen. Hugh, ich wünsche ein fröhliches Wochenende!" sagte er, stand auf und verließ die Redaktion. —

*

„Kannst Du Dich an diese alte Schauspielerin erinnern, die vor ein paar Jahren einmal bei uns war und um ein Almosen bettelte, Tilly?" fragte der Hauptschriftleiter Olaf Hansen eine halbe Stunde später seine Frau, während er in seine Hausjacke schlüpfte und den Barometer beklopfte. „Meinst Du die, von der es im vorigen Jahre mal hieß, sie sei vor Hunger ins Wasser gegangen?" — „Ja, die meine ich. Heute erzählte mir Direktor Mudsen vom Fernsprechamt, sie habe ein paar Monate vor ihrem Tode die Schallplatten besprochen, mit denen das Telefonamt die Uhrzeit ansagt. Natürlich soll man davon nicht weiter sprechen, es wäre Mudsen peinlich und außerdem hilft es ja niemandem ..."

Die Zigarre war zu schwer.

Skizze von Herbert Schmitt-Carlén.

Die Herren saßen gemütlich um ihren Stammtisch, rauchten und ließen sich das gute Bier schmecken. Man hatte von allerlei Abenteuern und Erlebnissen gesprochen, wie sie fast jeder im Laufe seines Lebens durchgemacht hatte. Die Unterhaltung war ein wenig ins Stocken geraten, als der alte Oberzollrat Kreißler das Wort ergriff:

„Mir fällt da eine Geschichte ein, die sich allerdings schon vor längeren Jahren zugetragen hat, aber doch zeigt, mit welcher Gerissenheit wir Zollbeamten oft zu kämpfen hatten, vor allem dann, wenn es um das Schmuggeln hochwertiger Ware ging.

Unser Bezirk war schon seit längerer Zeit aufgefordert, ein scharfes Auge besonders auf die Schmuggler von Kokain zu haben. Die Ermahnung schien wirklich unnötig, denn wir alle ließen kein Stück Gepäck, das unsere Zollstation passierte, undurchsucht; selbst den Handgriffen der Koffer schenkten wir unsere Aufmerksamkeit, aber gefunden wurde nicht das Geringste, obschon immer wieder Meldungen kamen, daß neues Kokain ins Land gekommen sein müsse. Nun, das brauchte nicht gerade durch unseren Abschnitt gegangen zu sein, bildete für uns aber gleichwohl einen Anlaß zu noch stärker angespannter Tätigkeit.

Seit einigen Jahren pflegte nun etwa alle vier Wochen ein Herr über die Grenze zu kommen, wahrscheinlich aus Brüssel. Wir kannten ihn schon lange, denn er war immer lustig und gemütlich und liebte ein Schwätzchen mit uns Beamten, wenn wir durch die Wagen gingen. Es war ein Mann etwa in den Sechzigern, wohl ein Junggeselle, mit angehendem Spitzbauch. Er fuhr monatlich einmal nach Berlin, um sich zu amüsieren. Seine Heimatstadt schien ihm nicht genug zu bieten. Natürlich wurde auch sein Gepäck, gewöhnlich nur in einem großen Handkoffer bestehend, genau untersucht, denn wir ließen uns durch die Liebenswürdigkeit des Besitzers nicht beeinflussen. Stets hatte dieser etwas zu deklarieren, und zwar immer eine Kiste — ein angebrochene Kiste — Zigarren von 100 Stück.

‚Ja, ja', pflegte der gemütliche Herr dann zu betonen, ‚ich rauche am liebsten meine eigene Marke. Ihre Zigarren hier mögen gut sein, aber ich bin nun mal an meine gewöhnt. Also bleibe ich dabei, wenn es auch etwas Zoll kostet. Bitte, versuchen Sie einmal! Sie können sie ja nach dem Dienst rauchen.'

Mein Kamerad und ich ließen uns zuweilen überreden, aber selbstverständlich entging der Spender darum nicht der vorschriftsmäßigen Behandlung. Wir hatten allerdings nicht den geringsten Verdacht gegen diesen Mann, der scheinbar nicht den leisesten Versuch machte zu schmuggeln; denn, wie ich schon sagte, gerade wegen seiner großen Liebenswürdigkeit nahmen wir es bei ihm besonders genau.

Immerhin hielt ich es für richtig, einmal mit meinem derzeitigen Vorgesetzten über den Fall zu sprechen. Mit diesen monatlichen Reisen nach Berlin, immer mit der angebrochenen Kiste Zigarren, schien mir irgend etwas nicht zu stimmen. Ich hätte schwer sagen können, was eigentlich meinen Verdacht erregte. Der Mann sah aus, als ob er sein Schäfchen ins Trockene gebracht hätte. Er war gut angezogen, nicht im geringsten auffällig, machte durchaus den Eindruck eines anständigen Kerls.

Eines Tages trafen ein Kollege und ich ihn wieder in einem Abteil Erster Klasse des Berliner Schnellzuges. Das gleiche Bild wie stets: Ein Handkoffer, und ein Mantel, in dem ebenso wenig wie in jenem das geringste Verdächtige gefunden wurde.

‚Nichts zu verzollen?' fragten wir und sahen ihn dabei scharf an.

‚Nur die Zigarren hier', meinte der andere und wies auf die Kiste, die er auf dem Schoße hielt und der er gerade eine Zigarre entnahm, um sie anzustecken. ‚Eigentlich müßte ich als alter Kunde Rabatt bekommen', fügte er lächelnd hinzu.

In diesem Augenblick betrat mein Vorgesetzter das Abteil. Er hörte sich kurz unsere Unterhaltung an, dann meinte er: ‚Was kosten eigentlich die Zigarren da?'

‚Die 100 Zigarren hier haben mich 35 Mark gekostet.'

‚Dafür kaufe ich Ihnen die Kiste ab.'

‚Und was soll ich dann in Berlin rauchen? Ich komme ohne meine Zigarren nicht aus. Ihr Kraut hier schmeckt mir nicht; ich würde dabei mein Leben aufs Spiel setzen.'

‚Nun, dann nicht', meinte mein Vorgesetzter. ‚Aber gestatten Sie mir, die Marke zu notieren!"

Der andere zögerte, die Kiste aus der Hand zu geben, konnte aber, wollte er kein Aufsehen erregen, sich dem Wunsche nicht entziehen.

‚Nanu', meinte mein Vorgesetzter, ‚die Kiste ist aber schwer. Ich möchte wetten, daß Sie uns betrogen haben und daß hier mehr als 100 Zigarren drin sind.'

‚Aber gänzlich ausgeschlossen', protestierte der Fremde.

‚Dann müssen wir sie eben mal zählen.'

‚Da widerspreche ich. Sie bekommen sie niemals wieder richtig in die Kiste hinein.'

Doch sein Protest nützte ihm nichts. Die Kiste wurde umgedreht und alle Zigarren fielen auf die Polster der Sitze.

‚Schöne Zigarren! Was kosteten Sie doch?'

‚35 Mark, ich sagte es doch schon.'

‚Nun, wir werden sie mal zählen.' Eine nach der anderen wurden die Zigarren aufgehoben. ‚Also 35 Pfennig das Stück. Sie werden mir erlauben, daß ich für diesen Preis eine davon erstehe.'

Mit diesen Worten nahm mein Vorgesetzter eine der Zigarren, wog sie einen Augenblick auf der flachen Hand und brach sie dann mitten durch. Das ging nicht ganz leicht, denn ein Pappröhrchen läßt sich eben nicht so einfach zerbrechen.

‚Nehmen Sie den Mann sofort fest und bringen Sie ihn aus dem Zuge! Aber vergessen Sie seine Zigarren nicht. Wir haben einen Kokainschmuggler erwischt.'

Wie sich herausstellte, waren die untersten Schichten der Kiste mit dem gefährlichen Rauschgift gefüllt gewesen. An der ‚Zigarre', die der Verbrecher nunmehr verabreicht bekam, hatte er lange Zeit zu rauchen."

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 23 | 20. März 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(22 Fortsetzung)

„Auf Anordnung des Herrn Jobst bleibst du hier!"

Sie faßte erst jetzt das ganze Entsetzliche. Es war ihr alles anfangs wie eine Komödie vorgekommen. Jetzt flüsterte sie:

„Wer hat das getan? — O, dieser Jobst hat das alles getan! Er will sich einen Namen machen! Er will hier seine Schlauheit zeigen!"

Sie schrie:

„Ich will fort! — Was habt ihr mit mir vor?"

Max Jobst stand wieder auf der Schwelle. Er hielt eine Wasserkaraffe in der Hand. Seine Stimme klang schneidend.

„Diese Wasserkaraffe stand auf Ihrem Nachttisch, Frau Gerdahlen. Der Glasstöpsel lag daneben. Ich fürchte, auch darin wird Gift sein. Deshalb war diese Person vorhin in Ihrem Zimmer! Sie ging auf Mord aus!"

Sigrit griff sich an die Stirn.

„Was ist das? — Ist hier die Hölle am Werk?"

Max Jobst schloß von innen die Tür ab und steckte den Schlüssel ein.

„Wir bleiben vorderhand hier!"

Er trat zum Fenster und befahl:

„Setzen Sie sich dort auf den Stuhl, Fräulein Sundborg!"

Sie schien nicht zu hören. Da befahl er nochmals laut, drohend:

„Sie sollen sich dort auf den Stuhl setzen, Fräulein Sundborg!"

Langsam ließ Sigrit die Hand sinken.

„Was wollen Sie von mir?"

„Haben Sie Gift in die Karaffe gegeben?"

„So hören Sie doch! Ich weiß von keinem Gift."

„Ich habe Sie schon lange im Verdacht! — Sie meinten wohl, unter meinen Augen diesen Mord begehen zu können?"

Frau Gerdahlen sprach:

„Das also war es! Sigrit Sundborg ist eine Giftmischerin! Und ich habe ihr vertraut und sie geliebt."

Das Mädchen sah in die Augen der Frau und sagte:

„Nein! — Deine Augen sagen es mir. — Du hast mich nie geliebt!"

Sie sah zu Egon Gerdahlen hinüber und rief fest und bestimmt:

„Ihr freut euch ja, daß ihr mich verderben könnt!"

Egon Gerdahlen wandte sich entrüstet an den Detektiv.

„Diese Gemeinheit! Haben Sie gehört?"

Der winkte lässig mit der Hand.

„Lassen Sie sie reden!"

Sigrit stieß heftig hervor:

„Was soll das nun? — Wollt ihr mich endlich aus dem Zimmer lassen? Ihr glaubt doch nicht, daß ich noch hier bleibe! — Herr Jobst mag nur ruhig den Tee und das Wasser untersuchen lassen! Aber er wird nichts finden! — Ihr braucht euch aber dann später nicht zu entschuldigen! Ich kenne euch jetzt, ich verachte euch! Ihr seid gemein! Ihr seid —"

Draußen erklangen Stimmen.

Max Jobst eilte zur Tür und sperrte auf.

Drei Herren traten ein. Jobst erklärte eifrig:

„Die Herren von der Kriminalpolizei!"

Einer der Herren trat vor und sagte:

„Ich bin Kriminalkommissar Deissinger. Was ist nun hier geschehen?"

Frau Gerdahlen hob anklagend den Arm.

„Dort, meine Nichte Sigrit Sundborg hat mich zu vergiften gesucht!"

Sigrit fragte rasch dazwischen:

„Herr Kommissar, wissen Sie, wo Herr Kriminalinspektor Stein zu erreichen ist?"

Der Beamte sah sie mißtrauisch an.

„Inspektor Stein? Der ist verreist! — Sind Sie Fräulein Sundborg?"

„Ja."

„Was haben Sie denn getan?"

„Nichts habe ich getan, Herr Kommissar."

Aber Egon Gerdahlen erklärte:

„Sie hat meine Mutter vergiften wollen, Herr Kommissar! Sie kennen sicherlich den Fall Gerdahlen. Mein Onkel wurde von seinem Neffen Albert Gerdahlen vergiftet. Heute nun hat das Mädchen dort meine Mutter zu vergiften versucht."

„Wie ist das geschehen?"

„Wir saßen beim Tee —"

Egon Gerdahlen berichtete, von Max Jobst eifrig unterstützt, was sich ereignet hatte.

Einmal wollte Sigrit dazwischenreden; aber der Kommissar fuhr sie heftig an.

„Schweigen Sie! Jetzt reden andere!"

Da war sie verstummt.

Endlich hatte Egon Gerdahlen seinen Bericht beendet. Seine Mutter saß in einem Lehnstuhl. Sie sah matt und leidend aus.

„Es ist furchtbar gewesen, Herr Kommissar!"

Der Kommissar ließ sich Tee, Wasserflasche und Flakon zeigen. Schließlich trat er zu Sigrit.

„Was sagen Sie zu all dem?"

„Ich weiß von nichts, Herr Kommissar."

„Sie hatten das Flakon in Ihrer Stickerei versteckt?"

„Nein. Ich sah das Flakon erst, als Herr Jobst meine Stickerei auseinandernahm. Da fiel es zu Boden."

„Und wie ist es in die Stickerei gekommen?"

„Das weiß ich nicht."

„Was haben Sie mit dem Tee gemacht?"

„Nichts! — Lassen Sie ihn mich trinken, damit Sie sehen, daß er nicht vergiftet ist!"

„Das werden wir schon feststellen, was es mit dem Tee für eine Bewandtnis hat."

„Ja, lassen Sie ihn untersuchen."

„Das wird morgen geschehen. — Und was haben Sie in den Zimmern Ihrer Tante gesucht?"

„Nichts! Ich sollte ja zu meiner Tante kommen."

Da richtete sich Frau Gerdahlen wieder auf.

„Es ist eine Lüge, Herr Kommissar! Sie hat wohl schon seit Wochen gesonnen, wie sie mich beseitigen könnte. Ich war ihr zu gefährlich. Ich schien ihr hinter ihre Gemeinschaft mit dem Mörder meines Schwagers kommen zu können. — Der Tee ist ganz gewiß vergiftet."

Der Kommissar beobachtete Sigrit.

„Sie stehen im dringenden Verdacht, in mörderischer Absicht versucht zu haben, Ihrer Tante Gift beizubringen. Ich erkläre Sie für verhaftet!"

Sigrit taumelte zurück.

„Wie — Sie verhaften mich?"

„Machen Sie kein Aufsehen! — Sie folgen mir jetzt zur Polizeidirektion. Morgen werden wir weiter sehen. Unser Auto wartet draußen."

Sie krampfte die Hände ineinander.

„Das nicht. — O, nur das nicht! Ich habe doch nichts getan."

„Das wird sich morgen alles ausweisen!"

Max Jobst atmete auf.

„Herr Kommissar, ich danke Ihnen, daß sie auf meinen Anruf vorhin so rasch gekommen sind. Wir haben da einen guten Fang gemacht, passen sie auf!"

Sigrit schwindelte. Sie schluchzte.

„Ins Gefängnis soll ich! — Ins Gefängnis soll ich! — Weshalb denn? — Was wollt ihr denn alle von mir!"

Kriminalkommissar Deissinger gab seinen Leuten einen Wink. —

Harte Hände faßten des Mädchens Arme.

Sigrit warf sich zurück, sie schrie und jammerte auf.

„Nicht! — Nicht das! — Ich habe ja nichts getan!"

Die Hände ließen nicht locker. Sie wurde mehr zur Tür geschleift, als sie ging.

Und dann saß sie im geschlossenen Auto. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie brachte kein Wort mehr über die Lippen. —

Der Wagen hielt. Man schob sie in ein großes Zimmer. Jemand stellte Fragen an sie. Sie verstand deren Sinn nicht.

Und wieder packten sie derbe Hände und schoben sie vorwärts. Sie wankte durch eine Tür, die hinter ihr krachend zufiel und durch eiserne Riegel gesichert wurde.

Nacht war um sie.

Sie lehnte an der Wand. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

Da hörte sie etwas rascheln. Sie schrie auf.

Eine rohe Frauenstimme fuhr sie an.

„Sei still — Dummes Ding, habe ich dir etwas getan?"

Sie konnte nichts erkennen.

„Wo bin ich?"

„Auf der Polizeidirektion. Frauenzelle! — Werden schon noch mehr kommen heute Nacht. — Du bist erst die zweite."

Eine Hand griff nach ihr.

„Komm her! — Findest dich nicht in der Finsternis, he?"

„Sie schauderte zurück.

„Lassen Sie mich!"

Die Person murrte.

„Ho, ho! — Nur sachte! — Was hast du denn angedreht, he?"

„Nichts!"

„Nichts! — Das sagen sie alle! — Na, morgen früh sehe ich ja dein Gesicht."

„Du, was ist? — Hast du was zu rauchen mit, eine Zigarette?"

Sigrit antwortete nicht.

Die andere drängte.

„Nichts, he? — Bist wirklich eine Neue? Noch nicht hier gewesen? — Na, warte nur, du gewöhnst dich schon dran!"

Sigrit sank neben der Wand auf die Knie nieder. Sie lag in sich zusammengesunken da, ihre Augen starrten in die Nacht um sie her.

So sah also die Welt aus, in der Albert nun schon seit Monaten lebte! — Und sie? — Und sie? — Was wollte man von ihr? — Hatte sich die Welt jetzt auch gegen sie verschworen? — Albert sollte vernichtet werden! — Und nun auch sie! — Wie denn aber? — Wie war es nur geschehen? — Gift sollte sie in den Tee gemischt haben? —

Sie stöhnte.

„Ich werde wahnsinnig."

Die fremde Frau sprach wieder aus der Nacht zu ihr.

„Na, na, na! — Das denkt jede, wenn sie erstmals hierher kommt. Ich kenne das schon. — So schlimm ist das nicht.— Der Mensch gewöhnt sich an alles. — Mich haben sie heute zum elften Male beim Taschendiebstahl erwischt. — Morgen komme ich ins Untersuchungsgefängnis — Was hast du denn angestellt, he?"

Sigrit hörte sie nicht. Sie kauerte am Boden. Hilflos schluchzte sie leis in sich hinein, die ganze Nacht hindurch.

XI.

Als Nora Arbö gegen zwölf Uhr nachts — nach einem festlichen Souper im Anschluß an ihren Liederabend — in ihr Budapester Hotel zurückkehrte, sagte ihr der Portier:

„Ein Herr wartet seit drei Stunden auf Sie."

Sie sah erstaunt drein.

„Seit drei Stunden? — Haben sie nicht gesagt, daß ich heute Abend singe?"

„Doch, das habe ich gesagt; aber der Herr erklärte, er wolle hier warten. Er sitzt drüben im Schreibzimmer und läßt Sie bitten, ihn unter allen Umständen noch heute Nacht zu empfangen."

Sie wehrte.

„Nein. — Wer ist es denn überhaupt? — Kennen Sie den Herrn?"

„Ein Fremder! Ein Deutscher sicherlich."

„Ein Deutscher? Und sein Name?"

„Er gab mir hier diesen Brief. Den soll ich Ihnen übergeben. Bitte!"

Sie nahm den Umschlag entgegen und riß ihn auf.

Eine Besuchskarte lag daran. Darauf standen nur zwei gedruckte Worte: Stein, Kriminalkommissar. — Und darunter war mit Bleistift geschrieben: „Ich komme von Hohenfried. Empfangen Sie mich unter allen Umständen! Es liegt im Interesse aller Beteiligten." —

Nora Arbö erbleichte. Ihre Hände zitterten.

Sie überlegte ein paar Sekunden, dann erklärte sie:

„Verständigen Sie den Herrn, daß ich jetzt zurückgekommen sei. Ich erwarte ihn auf meinem Zimmer. Er soll in 10 Minuten kommen."

„Bitte sehr!"

Während Nora Arbö unsicheren Schritts zum Lift ging, in den zweiten Stock hinauffuhr, begab sich der Portier ins Schreibzimmer und verständigte den fremden Gast.

Paul Stein atmete auf.

Endlich! — Die Zeit drängte wahrhaftig! — Um drei Uhr ging der direkte Schnellzug über Wien—München nach Paris. Den konnte er bis München benützen, und dort hatte er guten Anschluß nach Rotterdam. —

Er erhob sich, nahm Hut und Mantel sowie seine Aktentasche und schritt zur Treppe.

Der Liftboy eilte ihm nach.

„Wollen der Herr nicht fahren?"

„Danke, nein, ich habe Zeit. Ich steige die Treppe."

Fortsetzung folgt.

Bei einer Pfeif Toback ...

Heitere Geschichten von Rauchern und Schnupfern. Erzählt von Karl Hohmeyer

Das war Robert Hall, der berühmte englische Kanzelredner und Schriftsteller, der rauchte so stark, daß seine Freunde unzuträgliche Folgen für seine Gesundheit fürchteten und ihm wiederholt Vorstellungen machten. Einer seiner Bekannten fand den unverbesserlichen Tabak-Freund eines Morgens wieder vor, wie er gewaltige Wolken in die Luft blies und trotz der frühen Stunde sein Zimmer schon völlig verqualmt hatte.

„Bist Du schon wieder dabei, Deinem Götzen zu opfern?" rief der Freund dem Geistlichen zu. — „Ja, ich bemühe mich eben, ihn zu verbrennen", gab der Getadelte schlagfertig zurück ...

*

Hans Christian Andersen, der dänische Märchendichter, bereiste einst Deutschland, das damals noch in eine Unzahl zwerghafter Splitterstaaten zerfiel. Es ging Leipzig entgegen, da sagte einer der Mitreisenden im Abteil: „Ach sieh! Da sind wir ja im Fürstentum Köthen!" Der Mann nahm darauf eine Prise Schnupftabak und bot Andersen ebenfalls eine an. Der dankte, schnupfte und nieste und fragte dann: „So, das ist jetzt also Köthen?" — „Köthen?" wunderte sich nunmehr der Landeskundige, „da waren wir doch schon wieder heraus, als Sie niesten." — So groß waren damals die Fürstentümer!

*

Der König Humbert von Italien war ein leidenschaftlicher Raucher, wenigstens in seiner Jugend, als Kronprinz. Eines Tages schlenderte er durch die Straßen seiner Hauptstadt, und es geschah ihm, daß er eine eben angezündete Zigarre versehentlich fallen ließ. Beim Weitergehen bemerkte er noch, wie ein heruntergekommen anzusehender Landsmann den Glimmstengel aufhob und in den Mund steckte.

Ein paar Monate später erhielt der Kronprinz einen Brief mit höflichen Dankesworten. Der ungenannte Absender teilte ihm mit, daß er damals auf dem besten Wege gewesen sei, Selbstmord zu begehen. Nachdem er aber die Zigarre geraucht, die dem Kronprinzen entfallen war, habe er die Dinge in einem anderen Lichte gesehen, neue Hoffnung gefaßt und sich nunmehr wieder emporgearbeitet ...

So kann man Lebensretter werden! — Uebrigens scheint Umberto keine schlechte Marke geraucht zu haben. Demnach wird jeder Zigarrenfreund gut daran tun, bei der Wahl zwischen einer guten und einer schlechten Marke immer daran zu denken, daß man allenfalls mit guten Fehlfarben sich die Rettungsmedaille verdienen kann.

*

Tristan Bernard, der französische Dramatiker, war nicht nur ein schöner Mann, dessen stattlicher Vollbart ihn zum Liebling der Frauen machte, sondern auch ein leidenschaftlicher Tabakfreund. Einst wollte er einen Zug besteigen, fand aber, in der letzten Minute ankommend, alle Wagen besetzt bis auf das Damenabteil. Rasch sprang er hinein — es war sonst unbenutzt — und machte sich's bequem. Den Tabakgenuß wollte er auch hier nicht entbehren, so zog er seine Pfeife, zündete sie an und qualmte lustig drauf los.

Da steckte plötzlich ein Schaffner den Kopf durchs Fenster und verwies dem Insassen empört die doppelte Sünde: als Mann und noch dazu als Raucher im Damenabteil zu sitzen. „Können Sie nicht lesen? Hinaus!"

„Entschuldigen Sie, mein Herr!" flötete da Bernard mit zartester Fistelstimme. „Ich bin doch die Dame mit dem Riesenbart und reise zum Jahrmarkt nach Witzenhausen ..." Der Schaffner, tief erschrocken über seine Unhöflichkeit einer Dame gegenüber, machte sich davon.

*

Ludwig Devrient, der berühmte Schauspieler, sah einmal einem Maurer bei der Arbeit zu. Es war in der alten Zeit, da die Gemächlichkeit dieser Zunft noch sprichwörtlich war, heute könnte das Gleiche vielleicht nicht mehr geschehen: Denn, als der Maurer die Schnupftabaksdose zog, um sich gemütlich eine Prise zu gönnen, meinte der Schauspieler: „Ich wette, daß ich eher eine Flasche Champagner leere, als der Mann da mit seiner Prise fertig ist!"

Die Wette kam zustande, der Kellner flitzte in den Keller, war im Augenblick mit der Flasche wieder da, der Korkt sprang, und Devrient stürzte das erste Glas hinunter. Alle Anwesenden folgten dem Vorgang, fiebernd wie beim Endspurt eines Rennens. Der Schnupfer war nun soweit, daß er mit zwei Fingern einmal bedächtig auf die Dose geklopft hatte.

Devrient stürzt das zweite Glas hinunt r. Jetzt öffnet jener den Deckel, das dritte Glas Sekt ist weg. Der Mann spitzt die Finger und greift sich genüßlich eine Prise. Devrient hat erst die halbe Flasche bezwungen. „Verloren!" triumphieren schon die Wettenden. Doch der Maurer behält geistesabwesend die Prise in der Hand, sieht sich faul rings um und gähnt. Ein Kamerad tritt auf ihn zu, und auch ihm wird die Dose angeboten. Auch er greift unaufmerksam hinein, sie stehen mit dem Schnupftabak zwischen den Fingern und unterhalten sich müßig weiter. Da ruft Devrient: „Fertig!" — Er hat die Wette gewonnen, denn jetzt erst führt der Maurer die Prise an die Nase und zieht sie langsam ein.

Der ernste Fall

Skizze von Hans Wörner

Olaf Hansen war dabei, seinen Schreibtisch aufzuräumen, was er jeden Sonnabend in der gleichen Weise dadurch zu tun pflegte, daß er alle regellos über die Schreibplatte verstreuten Zeitungen und Briefe zu ungefähr gleichhohen Stößen aufschichtete. Und, wie immer, war er schon im Mantel, guckte das Fahrscheinheft der Straßenbahn schon aus seiner Tasche und lagen seine Handschuhe griffbereit auf dem Deckel seiner Schreibmaschine, als kurz und heftig an die Tür geklopft wurde.

Der Aufbruchbereite murmelte eine unfreundliche Aufforderung zum Eintritt, aber seine Miene erhellte sich, als nicht irgendein fremder Besucher, sondern zwei seiner Mitarbeiter in das Zimmer traten, Gert Olsen zuerst. „Entschuldigen Sie, Hansen, wenn wir Sie einen Augenblick aufhalten, aber Butendahl und ich haben eine Meinungsverschiedenheit, in der Sie als unser Chef das entscheidende Wort zu sprechen berufen sind. Sehen Sie ..."

„Ausgerechnet am Wochenende, wenn ich schon so gut wie zuhause bin, müßt Ihr mit Meinungsverschiedenheiten anrücken!" brummte Hauptschriftleiter Olaf Hansen und langte ungeduldig nach seinen Handschuhen. „Wir sind uns der Störung auch sehr bewußt", lenkte Butendahl ein, „aber es handelt sich um eine dienstliche Angelegenheit. Heute morgen war ein Mann in der Redaktion, ein netter, etwa fünfzigjähriger Mann. Kontorist von Beruf. Junggeselle ..."

Butendahl stockte, und Olsen ergriff die Gelegenheit, in dem Bericht fortzufahren. „Also dieser Mann erzählte uns eine sehr merkwürdige Geschichte. Butendahl sagte schon, daß unser Besucher unverheiratet war. Ich kann mir vorstellen, daß Menschen seines Schlages oft unverheiratet bleiben, weil sie in ihrem Auftreten gehemmt sind, nichts aus sich zu machen verstehen und aus diesem Grunde ein reiches Gefühlsleben in sich selbst verschließen. Nun, wenn das mit dem Kontoristen Berkesen sich ebenso verhalten hat, so änderte es sich in den letzten Monaten jedenfalls. Er hat eine Zuneigung gefaßt, und das ist gerade die Geschichte ..."

Butendahl schaltete sich wieder ein. „Es ist nach meiner Meinung eine durchaus lustige Geschichte und weil sie lustig ist, gehört sie nicht in mein Ressort, sondern in Olsens. Das ist unser Streit, Hansen, ob ich als Feuilletonist oder Olsen als Humorist diesen Fall bearbeiten soll ..."

„Zunächst wollen wir doch zu Ende berichten!" unterbrach Olsen seinen Kollegen. „Sehen Sie, Hansen, dieser Kontorist hat sich verliebt. Und zwar in die Stimme des Telephonfräuleins, das jedermann hier in der Stadt anruft, wenn er die Uhrzeit wissen will. Eine gleichmäßige, sehr frauliche und ausgesprochen freundliche Stimme, die einem wirklich gefallen kann. Der Mann kam, um mit unserer Hilfe dieses Mädchen ausfindig zu machen. Und nun ..."

„Aber man braucht doch nur einfach die Post anzuläuten, um das zu erfahren!" machte Hansen seiner Ungeduld Luft. „Das haben wir auch getan", parierte Butendahl, „und erhielten die ausgesprochen humoreske Antwort, daß diese Frau überhaupt nicht existiert! In der Post gibt es einen kleinen Raum, mit dem man verbunden wird, wenn man nach der Zeit fragt. Aber niemand sitzt in diesem Zimmer, sondern nur